

Bezugs-Preis

Im Jahr und vierteljährlich 2.50 M. ...

Zeitung.

Einziges Geschäft ...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition ...

Halle a. S., Donnerstag 19. Dezember 1895.

Verleger: ...

Kriegsdrohungen Amerikas gegen England.

Schon seit grauer Zeit besteht zwischen den Vereinigten Staaten und dem britischen Inselreich wegen des englisch-amerikanischen Konfliktes eine Spannung, die nichts weniger als beigelegt durch die Völkerverträge ...

Angewidert der politischen Wirklichkeit des Konflikts mögen hier die Ursachen kurz rekapituliert werden, die ihn herbeigeführt haben. Bereits im Januar dieses Jahres brach ein Streit zwischen England und Venezuela aus, weil venezuelanische Polizeibeamte angeblich auf englischen Boden verhaftet und weggeführt hatten. England verlangte Genugthuung, die Venezuela verweigerte, weil jene Polizeibeamten sich auf venezuelanisches Gebiet verweigerten ...

Daraufhin hat nun Cleveland gestern, wie bereits telegraphisch erwähnt, eine Vorklage an den Kongress über die venezuelanischen Angelegenheiten eingebracht; er sagt darin: „Der Lord Salisbury erklärte, dass England die Monroe-Doktrin eine neue und befremdende Auslegung gebe, einer Doktrin, welche im Allgemeinen auf den Stand der Dinge, in welchen wir heutigen Tages leben und in Beziehung auf die gegenwärtige Streitfrage unanwendbar ist.“ ...

dens vorzustellen, so ist doch kein Unglück demjenigen gleich, welches aus unthätiger Unterwerfung unter Unbill und Ungerechtigkeit hervorgeht, — nämlich dem Verluste der nationalen Ehre.“ Die Vorklage wurde mit warmem Beifall durch beide Kammern, eine im Senate ganz ungewöhnliche Demonstration, aufgenommen. Der Senat überließ darauf die Vorklage des Präsidenten an die Kommission für auswärtige Angelegenheiten. Die demokratischen Mitglieder des Kongresses billigen einmütig die Vorklage und auch die republikanischen Mitglieder haben Cleveland das vollste Vertrauen ausgedrückt, soweit diese Frage in Betracht kommt und die erste National-Allianz mit ein Manifest erlassen, in welchem sie den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Falle eines Krieges mit England die Dienste von 100 000 (2) Soldaten anbietet. Was die nordamerikanische Presse anlangt, so billigen alle Zeitungen außerhalb New-York aus Untheilnahme der Partei die Vorklage, dagegen nennt „New-York World“ dieselbe einen idiosyncrasischen Fehler; England sei auf diese Demuthprobe keine fremde Nation und heiße auf dem amerikanischen Kontinent mehr Gebiet als die Vereinigten Staaten. Der „Herald“ äußert sich nicht über die Vorklage selbst, spricht aber die Hoffnung aus, der Streit werde beigelegt werden, ohne daß die freundschaftlichen Beziehungen beider Länder gefährdet würden.

In England hat Cleveland's scharfe Sprache eine mehr Heberregung hervorgerufen: Es ist unmöglich, den Streit der zwischen England und den Vereinigten Staaten entstandenen Differenzen zu verhüten. Obwohl überzeugt, daß ein Bruch zwischen den beiden großen asiatischen Seemächten ein Unglück nicht nur für sie selbst, sondern für die ganze zivilisierte Welt wäre, sind wir doch zum Schluß gezwungen, daß die Amerikaner, welche England zu modern in der Welt zu sein geachtet sind, solcher Art sind, daß keine sich selbst achtende Nation sich ihnen unterwerfen kann. Wir können kaum glauben, daß in Cleveland's Vorklage angebotene Schritte von 200 amerikanischen Meilen entfernt erwiesen werden, doch wenn dem so ist, dann wird uns obliegen, ohne weiteres Venezuela zu unserer westlichen Grenze zu machen und für unsere Rechte einzustehen. Auch der „Daily Chronicle“ erklärt: „Für eine Antwort ist möglich: Wir leben ab, uns zu demüthigen, und verweigern die Annahme der Entscheidung der Unions-Genossenschaft in einer Angelegenheit, die durchaus außerhalb ihrer Jurisdiction liegt.“ Die liberalen Blätter führen eine ruhige Sprache. „Daily News“ sagen, die Vorklage sei ein merkwürdiges Dokument, doch sei es nicht nachtheillich, daß die Folgen ernstlich seien. England wird mit Krieg bedroht. Glücklicherweise hat das amerikanische Volk noch etwas Sinn für Honorar. Wir glauben, Salisbury's feste und gemessene Parteilichkeit des Präsidenten wird die Streitfrage und den gesamten Streit der Welt aus der Öffentlichkeit und dem Gedächtnis der Nation entfernen. Auch der „Daily Chronicle“ erklärt: „Wir wollen die Sache nicht zu ernst auf fassen, sondern annehmen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten jetzt mit der höchsten Autorität beauftragt ist, den Schwere des britischen Vorklage zu heben. Antwort läßt sich ein ruhiger, sachlicher Artikel der „Morning Post“ im „New York Herald“ ...

Dies ist die thätigsten Nachrichten. In Cleveland's Neufassung bleibt noch zu bemerken, daß, soweit bis jetzt bekannt, Lord Salisbury's Antwort die Monroe-Doktrin keineswegs schlechthweg als nicht existirend behandelte, wenn sie deren Geltung auch nur für die Vereinigten Staaten anerkannte, daß Lord Salisbury aber freilich ihre Anwendbarkeit auf den vorliegenden Fall auch zum Standpunkte der Vereinigten Staaten beschränkt, da er die Grenzlinie zwischen England und Venezuela schon im Jahre 1814, als Unter-Landeshaupt der holländischen Vorgänger des letzteren, vorhanden war, während die Monroe-Doktrin erst im Jahre 1823 entstand, und da es sich zweifelslos gar nicht um Anwendung venezolanischer Gebiete durch England, sondern um die Geltendmachung von Ansprüchen auf wirklich in englischen Besitz befindliches Gebiet handelte. Ein Schiedsgericht will Lord Salisbury nur bezüglich der westlich von der Schomburgk-Linie gelegenen Theile von der England beansprucht in Landstriche zu lassen.

Demgegenüber beharrt Cleveland auf der Allgemeingültigkeit der Monroe-Doktrin in der von ihm England gegenüber vertretene und, J. in der von Hayward gefandten Depesche ausgesprochenen Auffassung. Während er aber darauf besteht, daß England seine ganzen Ansprüche einem Schiedsgericht zu unterwerfen habe, nimmt er gleichfalls in sehr feindseliger Weise gegen England Partei und erklärt von vornherein das streitige Gebiet für venezolanisches Eigentum. Da die Regierung zu Washington in amerikanischen Angelegenheiten für sich ausschließlich das Schiedsgericht in Anspruch nimmt, so ist es natürlich, daß die ganze Schiedsgerichts-Verhandlung eigentlich von vornherein zu einer bloßen Farce gelaufen, und daß sie gleich gilt, wenn die ganze Vorklage überhaupt wirklich ernst gemeint ist, von der in Aussicht gestellten Grenz-Untersuchungskommission. Wir glauben untereinstimmig nicht, daß der Konflikt zu kriegerischen Mittellösungen zwischen England und den Vereinigten Staaten führen wird. Mit Sicherheit ist es anzunehmen, daß England sich hüten wird, bei seiner schon so schwierigen Position in Ostasien, Ostafrika und der Türkei einen weiteren Konflikt mit Amerika sich auf den Hals zu laden, der unter Umständen den Verlust von Canada nach sich ziehen würde. Ob nun aber auch Cleveland's Kundgebung nur ein Wahlmanöver oder eine wirklich ernste Drohung ist, unter allen Umständen kann der Ton, welchen sie der Präsident der Vereinigten Staaten ausgesprochen, gefährdet den Engländern Grund zum Nachdenken über die Politik geben, der es seine jetzige Vereinstimmung verbringt. Wie die Dinge liegen, das sagt Cleveland's Vorklage England bestlich genug.

Deutsches Reich.

* Zum Kaiserbesuch in Friedrichsruh verlanget nach Folgendes von gut unterrichteter Seite: Wie berichtet wurde, wollte Freiherr von Stumm mehrere Tage im Schloße des Fürsten Bismarck. Um Gespräche über die innere Politik konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß auch das 25jährige Jubiläum der Kaiserproklamation zu Verlaßes berührt wurde. Hierbei gewann Herr von Stumm die Überzeugung, daß der Altreichskanzler einer Einladung seitens des Kaisers gerne Folge leisten werde, wenn seine Gesundheit ihm das Meisterrgend gestatte. Ob nun Freiherr von Stumm über seine Gespräche nach Berlin oder anders wohin berichtet hat, ist nicht bekannt. Thatsache aber ist, daß am letzten Sonntag bereits eine briefliche Anfrage des Oberhofmarschallamtes beim Fürsten Bismarck, ob dessen Befinden einen mehrstündigen Aufenthalt des Kaisers mit Gefolge in Friedrichsruh gestatte, dahin beantwortet wurde, daß der Kaiserliche Besuch wohl willkommen sei. Diese Antwort des Altreichskanzlers soll in ganz besonders warmen, ererbietigen Ton gehalten gewesen sein, und der näheren Umgebung des Kaisers fiel am Montag in Kiel und Altona die freudige Stimmung des Herrschers auf. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die vorzügliche Stimmung des Monarchen auf die Antwort des Fürsten Bismarck zurückführt. Trotzdem wurde das Halten des Kaiserlichen Sonntagszuges in Friedrichsruh bis zum letzten Augenblicke als Geheimniß behandelt. Die Instruktionen an die einzelnen Stationsbeamten lauten: „Geheim“. Nur der Friedrichsruher Bahnhofs-Vorsteher Winkelmann (dem offiziell nur von einem „Beirath“ des Kaiserzuges etwas bekannt war) mochte besser unterrichtet sein. Nachdem er Nachmittags die Flagge auf dem Bahnhof hatte hissen lassen, kam Graf Plankau zufällig auf den Herron. Verwundert fragte der Graf: „Anzu, gefolgt?“ Als der Beamte erwiderte: „Anzu, Majestät werden ja doch wohl hinfahren lassen.“ antwortete Graf Plankau, indeß nur halbherzig: „Das von ist im Schloße nicht bekannt.“ Im Wirklichkeit sollten thatsächlich die Bahndienstleute, außer den Leitern des Kaiserlichen Extrazuges, und auch diese erst im Augenblicke der Abfahrt von Hamburg, nichts von dem Abrecher des Kaisers wissen. Selbst Oberförster Lange war während der Dauer des Kaiserlichen Besuchs nicht in Friedrichsruh, sondern in Hamburg. Als der Kaiser etwa zehn Minuten vor dem Eintreffen des Kaiserzuges aus dem Schlosspark auf die Landstraße hinaus trat und dort dem Stallverwalter des Oberförsters antwort, war er sehr erlaucht und fragte, was berichte dort wolle. Auf die Entgegung, daß er seinen Gehört habe, daß der Kaiser ankäme, erwiderte der Fürst: „Zum Kuchel, das sollte doch Niemand vorher erfahren.“ Ob das anscheinend bereits feststehende Programm für die im vorigen Saale des Berliner Königlichen Schlosses am 18. Januar stattfindende Feierlichkeit infolge der vertraulichen Unterredung des Kaisers mit dem Fürsten Bismarck noch eine Abänderung erfahren hat, ob der Fürst selbst das Wort ergreifen wird, darüber ist natürlich heute noch nichts Sicheres zu sagen. Hervorgehoben zu werden verdient, daß das überaus herzliche Einvernehmen zwischen Kaiser und Altreichskanzler auf alle, welche Zeugen der Begegnung waren, einen tiefen Eindruck gemacht hat.

* Heute Vormittag empfing der Kaiser den Chef des Geheimen Civilkabinetts zum Vortrage. Nach der Abendtafel wogte das Kaiserpaar im Neuen Palais einem Vortrage des Mrs. von Schönsberg.

* Der Kaiser landete gestern am das 1. Badische Leib- Grenadier- Regiment Nr. 109 folgendes Telegramm:

„Den tapferen Leibgrenadieren sende ich heute am 30. Jänner den Ausdruck meines dankbaren Erinnerns an die ihnen durch unsern großen Erfolg vollbrachten Eigenschaften Meinen Gruß. (az) Wilhelm.“

* Prinz Wilhelm von Baden ist à la suite des 1. Badischen Leib- Grenadier- Regiments Nr. 109 gestellt und demselben gleichzeitig der Orden Pour le mérite verliehen worden.

* Wie wir erfahren, wird der preussische Landtag zum 15. Januar einberufen. Die entsprechende königliche Rabinets- ordnung wird in diesen Tagen veröffentlicht werden.

* Konfirmanden-Examen in Königsberg i. Pr. der seiner Zeit, wie bekannt, durch eine Sprengung zum Duell großes Aufsehen erregte, ist zum Regierungsrath ernannt und der Aufseherstellungskommission in Polen überwiesen worden.

* Der Prozeß der augenblicklich in Köln, anlässlich der Vorklage im Arbeitshaus zu Brauweiler, fortgeführt, erregt die Gemüther in ungewöhnlicher Weise. Gemüß sind es arbeitende und verberbernde Neigungen unterworfenen Menschen, welche gewalttham zu besten im öffentlichen Interesse, sowie in dem der Berufswahl selbst liegt. Aber das Schablonen der Behandlung der Korrigierenden ist absolut unpassend. Mit den Klagen über bedauerliche Verhältnisse allein ist es aber nicht gethan. Es muß Besserung Maß greifen. Die Arbeitshäuser dürfen nicht mehr über Tausend Säftlinge enthalten, sie müssen viel, viel kleiner werden, damit das Aufseherpersonal die Einzelnen besser resp. überhaupt beobachten kann. Die Wälder darf nicht so weit gehen, daß Kinder auf bloße Verachtungsstücke hin zu schweren Verbrechen verurtheilt, daß ahnhaftigen, schändlichen Weibspersonen Mundbinden in so kurzen Zwischenpausen angelegt werden, daß sie daran sterben. Besserungs-Anstalten, nicht aber Folterkammern sollen die Arbeitshäuser sein.

* Die Debatte der Sächsischen Kammer über die Reform des Landtagswahlrechts im Rautschke'schen



Seine Geschichte.

Novellette von Georg Persich.

Räppen*) John Neelsen war das, was man einen alten See- bären nennt — knorrig, wetterhart.

Gesicht und Hände zeigten eine rauhe, rissige Haut von der dunklen Farbe, die die langjährige Einwirkung der Seeluft und der glühenden Tropensonne verursacht. Den Bart trug er nach Seemannsart nur unter dem Kinn, das selbst glattrahirt war, wie auch die Wangen. Unter dem breitrandigen Südwesier lugten scharfe, fast immer eng zusammengekniffene Augen an- scheinend etwas mißvergnügt in die Welt — die Welt der Land- ratten.

Auch der alte Räppen John Neelsen war, wie viele seiner Berufsgeossen, nicht sonderlich gut auf das Land, auf seine Menschen und seine Einrichtungen zu sprechen, trotzdem er nun schon seit Jahren nicht mehr zur See fuhr und sogar so seßhaft auf dem trockenen Element geworden war, daß er sich von seinen Straparnissen ein kleines Häuschen außerhalb der Stadt, nahe der Strommündung zugelegt hatte.

Von hier aus konnte er mit seinem guten Fernrohr die Schiffe weit, meilenweit verfolgen, wie sie fernher kamen und weithin gingen über den blauen, wogenden endlosen Ozean.

Er hätte sich so gern wieder einmal auf den Blanken heimisch gemacht — aber die Sicht! Das Gehen auf dem Lande machte sie ihm schon blutauer, nun erst gar auf einem schaukelnden Fahrzeug!

Schweren Herzens fand er sich mit seinem Schicksal ab. Man lernt entsagen, wenn man alt wird.

Das Herz jaß unserem alten Räppen sonst übrigens auf dem rechten Fleck. Es hatte unverrückbar immer da geseßen. Nur einmal war es nahe daran gewesen, in eine unrechte Lage zu kommen. Das ist aber viele Jahre her.

Es gab eine Zeit, wo er immer so etwas wie Scham emp- fand, wenn er sich der Sache erinnerte. Nun er alt, ruhig und beschaulich geworden, ist es mehr ein Gefühl der Be- friedigung mit sich selber darüber, daß alles so gut geendet, daß er aus schwerer Versuchung sein ruhiges Gewissen gerettet hat.

Noch jung, hatte John Neelsen es durch Fleiß, Anstellig- keit und seinen offenen Kopf zum Steuermann auf einem Voll- schiff gebracht. Dasselbe fuhr zwischen Hamburg und Iquique, drüben, an der Westküste Südamerikas.

Mit seinem Kapitän stand er auf bestem Fuße. Sie waren unbeschadet der Disziplin an Bord nahezu befreundet und hatten manche Stunde der Roth und Gefahr auf hohem Meer, manche Stunde fröhlichen Seemannslebens an Land in treuer Gemein- schaft verbracht.

So lange, bis Neelsen sein eigenes Schiffskommando er- hielt, wollten sie auch zusammenbleiben. Der Kapitän hatte den Vorschlag gemacht und der Steuermann ihm freudig zuge- stimmt.

Aber der Mensch denkt und Gott Amor lenkt! Dem Kapi- tän fiel es ein, sich während des kurzen Aufenthaltes im Heimathshafen zu verlieben und die Heirath folgte der Ver- lobung in wenigen Wochen.

John Neelsen hegte anfangs schwere Bedenken über diesen eiligen Schritt seines Vorgesetzten. Nach seiner Meinung taugte das Heirathen ganz und gar nicht für einen Seemann und er hielt mit diesem seinem Rathe nicht hinterm Berg, so lange noch zu reden war.

Der Räppen aber hatte dazu gelacht und erwidert, daß ver- liebten Leuten überhaupt nicht zu rathen sei.

Das hatte der Steuermann schließlich auch eingesehen; und als er mit der schmucken Kapitänsfrau am Hochzeitstage

ein Tänzchen gewagt und gefunden hatte, daß es sich gar leicht und lustig damit im Kreise herumdrehen lasse, da war er mit der Wahl seines Vorgesetzten und Freundes völlig einver- standen.

Mehr noch — die Augen des jungen Weibchens thaten es ihm an. So tief war das Meer nicht wie diese blanken, bligenden Dinger, die jeden so lieb und freundlich an- schauten.

Und bald mußte er immer daran denken, im Wachen und im Träumen.

Dann kam die Zeit heran, wo man wieder in See stechen mußte.

Der Rheber, ein jovialer Herr, erlaubte unserem Kapitän, sein Weibchen mitzunehmen, um die Flitterwochen nicht graufamer Wette durch eine längere Trennung zu unter- brechen.

Wie freuten sich die jungen Leute, als ihnen diese uner- wartete Botschaft wurde. Raum weniger aber freute sich John Neelsen.

Bei herrlichem Wetter ging die Fahrt durch die Nordsee, den Kanal und dann quer durch den Golf von Biskaya hinein in das große atlantische Weltmeer.

Die Besatzung des Schiffes war nicht groß und es gab genug zu thun, aber auch die Feierstunden fehlten nicht und sie wurden in mannigfacher Art ausgefüllt.

Der Steuermann spielte etwas die Zieharmonika und ein Matrose wußte auf der Flöte einige bekannte Melodien vorzutragen. Der Kapitän aber besaß einen wohl- klingenden Bariton und die Frau Kapitänin eine liebliche Sopranstimme.

Was Wunder, daß Instrumental- und Vokalkonzerte oft veranstaltet wurden. Meistens waren es die schwermüthigen Volkslieder der Heimath, die man anstimmte. Sehnsüchtig und wehmuthsvoll klang es dann wohl in die stille Nacht hinein unter dem sternbesäeten süblichen Himmel und die am Bug zer- stiebende Wogen rauschten dazu die Begleitung.

So kam man bei guter Fahrt nach einigen Monaten in Iquique an, löschte die Ladung, lud neue ein und nahm dann den Kurs wieder heimwärts.

Der Steuermann hatte der Kapitänin, die ihn mit immer gleicher Freundlichkeit begegnete, bis dahin in seiner schlichten Manier geulidigt. Aber er fühlte es täglich mehr, daß es ihm fast unmöglich wurde, die Gluth der Leidenschaft, die in ihm entfacht war, so weit zu dämpfen, daß sie nicht zur verzehrenden Flamme aufloberte.

Einmal mochten ihn seine Blicke verrathen haben, denn die junge Frau sah ihn befremdet an und ihr Wesen wurde ihm gegenüber zurückhaltender.

Als er sich aber zusammennahm, mochte sie denken, daß sie sich getäuscht hatte und trat ihm wieder unbefangen wie früher entgegen.

Der Kapitän merkte von dem Allen nichts. Er lebte ganz seinem Berufe und dem jungen Glück an seiner Seite.

Man war auf der Rückreise in die sturmreiche, von allen Schiffen gefürchtete Gegend des Kap Horn gekommen, als ein heftiger Orkan losbrach.

Eine schreckliche Nacht schwand langsam dahin, es folgte ein trüber Tag mit scharfem, böigem Ostwind, der die hohen, gischt- gekrönten Wellen in kurzen, wuchtigen Stößen dem Schiff ent- gegenwarf. Dasselbe würde der Wuth der Elemente widerstanden haben, wäre es nicht plötzlich steuerlos geworden. Zu allem Un- glück lockerte sich auch die Ladung und war trotz der angestreng- testen Bemühungen nicht wieder festzustauen.

Was nun kommen mußte, trat in wenigen Stunden ein. Das Fahrzeug prallte auf einen Felsen, wurde leer und sank rasch.

Das erste Rettungsboot, das einen Theil der Mannschaft unter der Führung des Steuermanns aufnehmen sollte, zer-

*) Plattdeutsche Abkürzung von Kapitän.

ommt man zu Lande... (left margin text)

Brotschüren... (left margin text)



rümmerte an der Schiffswand; es blieb also nur das zweite für das Rettungsmerk übrig.

Der Kapitän verließ als letzter sein Schiff, von dem man sich dann rasch entfernte, um die Küste zu gewinnen, die man in verschwommenen Umrissen vor sich liegen sah.

Bis auf etwa eine halbe Seemeile hatte man sie erreicht, als eine Kieselwelle das schwache Boot hoch emporhob und dann in einen tiefen Meeresabgrund schleuderte.

Eine letzte Anstrengung der Ruderer und des Mannes am Steuer, das Gleichgewicht zu halten — dann trieb das Boot Kieseloben.

Als John Neelsen sich als geschickter Schwimmer an die Oberfläche gearbeitet hatte, sah er um sich.

In unmittelbarer Nähe gewahrte er ein Kleid, dann ein bleiches Antlitz, dessen Augen wie die einer Toten fest geschlossen waren.

Ob der Körper wieder versank, hatte der Steuermann ihn ergriffen und hielt ihn nur mit dem einen Arm vorwärtsstrebend, über Wasser.

Eine Spannung aller Kräfte ließ ihn das Boot erreichen — nun hatte er erst mal einen Halt.

Ein Gefühl der Sicherheit überkam ihn, zugleich aber durchrieselte ihn ein anderes, das ihn über die Gefahr, in der er schwebte, hinwegtäuschte.

Er mußte sich und sie, er mußte sie für sich retten. Fest preßte er die Ohnmächtige an sich. Dann aber erwachte wieder das Bewußtsein seiner kritischen Lage in ihm, dem er dadurch Rechnung trug, daß er die junge Frau mit dem Schawl, den sie um Kopf und Hals geschlungen hatte, an das Steuer band.

Jetzt konnte er sich freier bewegen und er that es rüstig. Da vernahm er einen leisen Schrei. Jemand, der auf ihn zuschwamm, rief seinen Namen — es war der Kapitän.

Auch der wollte leben bleiben? Er war sein Freund nicht mehr, er war sein Feind. Und für einen solchen Feind gibt es kein Erbarmen, nicht einmal Schonung.

Der Kapitän war jetzt so nahe herangekommen, daß ihn Neelsen halb mit dem ausgestreckten Arm erfassen konnte. Ein wilder Kampf tobte in des Steuermanns Brust. Sollte er den Ermatteten zurückstoßen? Niemand sah es, Niemand konnte später wider ihn zeugen.

Als nun aber der Kapitän mit einem stehenden Blick Neelsen die Hand entgegenstreckte, da rang sich aus dem Dunkel in dessen Seele mählich und doch siegreich der lichte Genius des Guten —

Alle Drei wurden gerettet. Die Dankbarkeit, welche das junge Paar dem Steuermann sollte, kannte keine Grenzen. Es wurde ihm als übergroße Bescheidenheit gedeutet, daß er dieselbe nicht nur abwehrte, sondern daß er auch, sobald sich ihm die Gelegenheit bot, den persönlichen Verkehr mit den Glücklichen abbrach und späterhin jedes Zusammentreffen sorgsam vermieð.

Jens Neelsen ist alt geworden und jene sind es auch, wenn sie noch unter den Lebenden weilen. Ob sie sich aber noch so lebhaft seiner erinnern, wie er sich ihrer, ob sie noch wie er jener Sturmnacht gedenken?

Des alten gichtkranken Rappens Blick wird weich, wärmer wirbt ihm ums Herz, wenn er sich dieser Frage zu beantworten sucht.

[Nachdruck verboten.]

Erinnerungen an Leopold von Ranke.

(geb. 21. Dezember 1795.)

Von Georg Winter, Magdeburg.

Das kleine thüringische Städtchen Wiehe rüstet sich eifrig, den Tag festlich zu begehen, da ihm vor hundert Jahren sein größter Bürger, der große Geschichtschreiber Leopold von Ranke, geboren wurde. Aber das kleine, weltentlegene, den Wirren und Strömungen unseres geistigen und politischen Lebens sonst weit entrückte Städtchen ist es nicht allein, das den 21. Dezember dieses Jahres zu einem Festtage, zu einem Tage freudigen und dankbaren Gedankens gestaltet. Es ist nicht Kirchturmpatriotismus, der die Feier dort in den gesegneten Fluren der historischen „goldenen Aue“ veranlaßt. Mit der Heimatshütte hat auch das weitere große Vaterland, hat die gesammte gebildete Welt nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, des 100 jährigen Ge-

burstages des größten Meisters deutscher Geschichtschreibung, den das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, mit innigem Danke für die großen und schier unerschöpflichen geistigen Schätze, mit denen Ranke's Genius sein Volk und die Welt beschenkt hat, freudig zu gedenken.

Und nicht bloß das deutsche Volk, auch die wissenschaftliche Welt des Auslandes hat, bald in freudiger rückhaltsloser Bewunderung, bald mit innerem Widerstreben anerkannt, daß der Name Ranke als epochemachend für die ganze moderne Geschichtswissenschaft und Geschichtschreibung bezeichnet werden muß. Denn wenn ihm die großartige Universalität seines Wissens, sein tiefes und umfassendes Verständniß für den gesamten inneren Zusammenhang der weltgeschichtlichen Bewegung, sein unerreichtes Streben nach wissenschaftlich-objektiver Gerechtigkeit und die ganze innere Harmonie einer in sich geschlossenen Weltanschauung mit Recht den Namen des „Göthe unter den Historikern“ eingetragen hat, so ist seine Wirksamkeit als Geschichtschreiber und akademischer Lehrer, als Leiter gebildeter Gesellschaften und Organisator wissenschaftlicher Arbeit zugleich von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung der historischen Methode sowohl wie für den Gang der gesamten historiographischen Bewegung gewesen.

Wollten wir diese Bedeutung Ranke's für das gesammte wissenschaftliche Leben unserer Zeit im Einzelnen nachweisen, die Eigenart seines Schaffens und seiner Methode zutreffend gegenwärtigen, so müßten wir nicht allein eine eingehende Analyse aller in unvergleichlicher Fruchtbarkeit von ihm geschaffener Werke zu geben versuchen, wir müßten auch den weitverzweigten und auf alle Gebiete der Geisteswissenschaften sich erstreckenden Einwirkungen nachgehen, die seine Schöpfungen ausgeübt haben. Diese beiden Aufgaben, deren jede ein ebenso schwieriges wie merkwürdiges Unternehmen wäre, an dieser Stelle zu lösen, würde ein unmögliches Unterfangen sein. Zudem möchte dabei Vieles wiederholt werden, was an anderer Stelle von berühmter Seite zur Würdigung der großartigen wissenschaftlichen Schöpferthätigkeit Ranke's gesagt worden ist und namentlich in Alfred Döbes meisterhafter Charakteristik Ranke's in der Allgemeinen deutschen Biographie einen vortrefflichen Ausdruck gefunden hat.

Dagegen ist es vielleicht möglich und unseren Lesern erwünscht, wenn wir zum Erinnerungstage des großen Forschers eine andere bescheidene und mehr individuelle Aufgabe zu lösen versuchen, die zu dieser auch der persönlichen Erinnerung an den Menschen Ranke gewidmeten Feier ein kleines beitragen und dadurch zugleich einen Einblick gleichsam in die geistige Werkstätte des genialen Mannes gewähren kann. Seine Werke oder wenigstens ihr wesentlicher und hauptsächlichster Inhalt sind Gemeingut aller Gebildeten, nicht nur unseres Volkes geworden, dagegen ist die Persönlichkeit Ranke's bei der namentlich in den letzten Jahrzehnten seines Lebens ihn immer mehr zum Bedürfnis und zur Gewohnheit gewordenen Abgeschlossenheit und Einsamkeit nur Wenigen wirklich und sichtbar nahe getreten. Nicht so allgemein bekannt wie seine Schöpfungen ist der Schöpfer selbst dem Volke geworden. Und doch kann eine genaue Kenntniß der persönlichen Eigenart eines Menschen nicht unerheblich zum Verständniß seiner Werke beitragen. Ich hoffe daher auch dem letzteren einen Dienst erweisen zu können, wenn ich aus dem reichen Schatze persönlicher Erinnerungen an den größten Meister meiner Wissenschaft einiges mittheile und den geneigten Leser bitte, im Geiste mit mir der Arbeitsstube des genialen Mannes einen Besuch abzuhalten, in der ich mehrere Jahre unausgesetzt mit ihm und für ihn arbeiten durfte.

Nur wenige von denen, die sich an Ranke's herrlichen Schöpfungen erfreuen und seine bis ins höchste Greisenalter nie erlahmende Fruchtbarkeit bewundern, wissen wohl, unter welchen erschwerten äußeren Verhältnissen die großen Meisterwerke aus den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens entstanden sind. Ranke durfte sich nämlich in dieser letzten Periode seines schaffensfrohen Daseins nicht mehr seines eigenen Auges bedienen, weil dieses in Folge der unausgesetzten angestrengtesten Arbeit, die ihm Ranke stets zugemutet hatte, einen großen Theil seiner Schraft verloren hatte und der größten Schonung bedurfte, um der Gefahr der Erblindung zu entgehen. Noch immer war es das herrliche blaue Auge, welches Raulbach mit Recht das Auge Friedrich's des Großen genannt hat, noch immer erstrahlte es, namentlich wenn Ranke entschlossen und bewegt sprach, in dem früheren Glanze und Feuer, aber bei der Arbeit mußte er auf seinen Gebrauch verzichten. Nur dann und wann hat er in den letzten Lebensjahren unter einen Brief an einen vertrauten

Freund
lich
Ranke
eigenem
lagen,
zu erme
gewöhnt
bei einer
lichen
führen.
Nan
sterten
Morgen
Uhr thä
lesen un
dem and
war un
machend
siehen k
mir wo
Assistent
Es
des genie
einiger
Leo
der vier
stadt zie
einfache
Theile u
thek, die
bibliothek
Zimmer
standen
brauche
von
machen,
die schie
herrliche
ordnung
worden,
Jahre, i
Lebensb
gemacht,
vor laun
Ein
gleich al
tige Art
unmittel
mittelbar
Schreib
großer i
schafflich
Stühle
Wissens
fassen u
aufgenom
wohl ni
werden.
Die
7 bis 1
mann zu
streng in
in den
diesjenige
entweder
vor dem
kein Bel
irgend z
den von
jährl, d
die schön
seinen
4 Uhr i
gamm no
dieser u
ohne jed
freilich
der Affi
Nico
jam her

Freund einige Worte eigenhändig geschrieben. Wie außerordentlich schwierig es nun war, bei so umfassenden Studien, wie sie Ranke bis an die Schwelle des Grabes betrieben hat, nicht mit eigenem Auge die Quellen, die seinen Forschungen zu Grunde lagen, studiren zu können, das vermag nur der voll und ganz zu ermessen, der quellencritische historische Studien zu machen gewöhnt ist. Der Ausweg, der getroffen wurde, vermochte nur bei einem so außergewöhnlichen Geiste, bei einem so unübertrefflichen Gedächtniß, wie es Ranke zu Gebote stand, zum Ziele zu führen.

Ranke arbeitete stets mit Hilfe zweier wissenschaftlicher Assistenten oder wie er sie nannte Amanuenses, von denen der eine Morgens von 9 $\frac{1}{2}$ — 2, der andere des Abends von 7 — 12 Uhr thätig war. Sie mußten ihn das Augenlicht durch Vorlesen und Nachschreiben ersetzen. Es wird gewiß dem einen oder dem andern Leser interessant sein, zu erfahren, wie das möglich war und wie unter solchen erschwerenden Umständen so epochemachende Arbeiten, wie die der letzten Lebensjahre Rankes entstehen konnten. Hierfür ein kundiger Führer zu sein, darf ich mir wohl zutrauen, der ich 2 $\frac{1}{2}$ Jahre lang die eine dieser Assistentenstellungen bekleidet habe.

Es bedarf, um einen vollen Einblick in die Geisteswerkstätte des genialen Gelehrten zu gewinnen, zunächst noch der Erwähnung einiger Aeußerlichkeiten.

Leopold von Ranke wohnte seit seiner Verheirathung (Mitte der vierzig Jahre) in einem ruhigen, vom Getriebe der Großstadt ziemlich unberührten Hause in der Luisenstraße. Die sehr einfache, aber sehr geräumige Wohnung war in ihrem größten Theile völlig von der bewundernswürthen reichhaltigen Bibliothek, die von sachverständiger Seite für die größte Privatbibliothek Deutschlands gehalten wurde, eingenommen. In 5—6 Zimmern, die vollkommen mit Bücherrepositorien angefüllt waren, standen hier die 20—25000 Bände, die Ranke zum Handgebrauche bei seinen Studien dienten und in der Hauptsache von den öffentlichen Bibliotheken fast unabhängig machten, — meingleich der hieraus sich ergebende Nutzen durch die schier unbeschreibliche Unordnung, welche in dieser Bibliothek herrschte, zuweilen etwas illusorisch gemacht wurde. Diese Unordnung zu beseitigen, war aber stets dadurch unmöglich geworden, daß jeder der Assistenten natürlich nur kurze Zeit, 1—2 Jahre, in seiner Stellung verblieb, um dann einen bestimmten Lebensberuf zu ergreifen. Jeder von ihnen hatte einen Anlaß gemacht, Ordnung in dieses Chaos zu bringen, und so war es vor lauter Anjagen zu keiner Ordnung gekommen.

Eines der größten dieser Bibliothekszimmer nun diente zugleich als Arbeitszimmer. In der Mitte stand der große mächtige Arbeitstisch, der stets mit Handschriften, Papieren und zum unmittelbaren Gebrauch bestimmten Büchern angefüllt war. Unmittelbar daneben stand ein kleinerer Tisch, auf welchem die Schreibutensilien sich befanden und an dessen einer Seite Rankes großer lederner Armstessel, auf der anderen der für den wissenschaftlichen Hilfsarbeiter bestimmte Stuhl stand. Auf diesem Stuhle habe ich denn Jahre lang dem größten Meister meiner Wissenschaft in angestrengter gemeinsamer Arbeit gegenübergesessen und dabei Eindrücke aus seiner Geisteswerkstätte in mich aufgenommen, so anregend, so fördernd und belebend, wie sie wohl nicht in ähnlicher Weise einem jungen Historiker geboten werden.

Die Nachmittagsstunden waren mir, die Abendstunden von 7 bis 12 Uhr dem langjährigen treuesten Mitarbeiter Dr. Wiedemann zugewiesen. Und zwar wurden diese Arbeitsstunden so streng innegehalten, daß selbst Besuche während der Zeit nur in den dringendsten Ausnahmefällen zugelassen wurden. Alle diejenigen, die Ranke näher standen, wußten das und erriethen entweder nach beendigter Morgenarbeitszeit gegen 2 Uhr oder vor dem Beginn der abendlichen, gegen 7 Uhr. Traf morgens kein Besuch ein, so unternahm Ranke, wenn es das Wetter irgend zuließ, gegen 2 Uhr einen längeren Spaziergang in den von ihm sehr geliebten Thiergarten. Er hat oft selbst erzählt, daß ihm auf diesen einsamen Spaziergängen nicht selten die schönsten und lebendigsten Ideen und Combinationen zu seinen Werken gekommen seien. Nach dem Spaziergange um 4 Uhr das Mittagessen, dann eine kurze Ruhe, und dann begann nach eingenommenem Kaffee die Arbeit des Abends. In dieser unermüdbaren Thätigkeit verließ ein Tag wie der andere ohne jede Ausnahme. Selbst am Weihnachtsabende versuchte er, freilich stets vergeblich, aber in jedem Jahre aufs Neue einen der Assistenten zu bewegen, mit ihm zu arbeiten.

Nicht immer war es im Ranke'schen Hause so einsiedlerisch einsam hergegangen. So lange seine treue, geist- und lebensvolle

Gemahlin, eine geborene Engländerin, ihm zur Seite gestanden hatte, war sein Haus vielmehr oft der Sammelplatz einer glänzenden und lebendigen Geselligkeit gewesen. Nach ihrem Tode aber lebte Ranke einzig und allein seinen wissenschaftlichen Studien; denn auch seine atademische Lehrthätigkeit hatte er in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens aufgegeben.

Als ich meine Stellung bei Ranke antrat, hatte er soeben mit den Vorarbeiten zu einer Biographie Friedrich Wilhelms IV. begonnen, die dann in der Allgemeinen deutschen Biographie erschienen ist. Hier war er mit ganz besonders warmem Eifer und Interesse bei der Arbeit; war er doch mit dem genialen, aber unglücklichen Könige nahe befreundet gewesen, und war er doch ein warmer und begeisterter Bewunderer seiner reichen Geistesanlagen, die er im persönlichen Umgange mit ihm kennen und schätzen gelernt hatte; war er doch ferner wiederholt von ihm in schwierigen politischen Fragen, wie namentlich bei der orientalischen Krisis, zu Rathe gezogen worden. Alle diese seine Beziehungen, die ihn zu einer ohne Zweifel übertriebenen Schätzung Friedrich Wilhelms IV. veranlaßten, waren ihm noch außerordentlich lebhaft im Gedächtniß, und er pflegte während der Arbeit aus dem Schatze dieser Erinnerungen manche köstliche und besonders charakteristische Erzählung mitzutheilen. Auch ein Theil seiner Darstellung selbst beruht auf diesen seinen persönlichen Erlebnissen aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV.

Aber gewissenhaft und von dem unbedingten Streben nach edler Erkenntniß der Wahrheit geleitet, mochte er sich doch bei der Darstellung der Lebensgeschichte des Königs mit diesen persönlichen Erinnerungen keineswegs begnügen, sondern sich zum mindesten übe einige der Vorkänge, welche ihm als die entscheidendsten erschienen, authentische Kunde verschaffen. Zu diesem Zwecke erwarb und erhielt er (im Gegenjag zu der sonstigen Praxis der Archivverwaltung) die Erlaubniß, mehrere größere Archive des Kgl. Haus- und des Geheimen Staatsarchivs in seiner Privatwohnung zu benutzen. Diese Aktenmassen waren es, die ich mit ihm durcharbeiten hatte. Dies geschah in der Weise, daß ich ihm die einzelnen Aktenstücke vorlas und er nur die ihm wichtig erscheinenden Stellen entweder im Auszug notirte oder von mir abschreiben ließ. Dabei hatte ich dann reichlich Gelegenheit, eine große Eigenschaft, der er seine größten Erfolge verdankt, an ihm zu bewundern: die Fähigkeit, aus einer Fülle ihm vorliegenden, noch dazu erst durch Vermittlung eines Vorlesers zugänglichen Materials mit absoluter Sicherheit und erstaunlicher Schnelligkeit die für seinen Zweck entscheidend wichtigsten Stellen herauszufinden und zu einer Reconstruction des geschichtlichen Vorganges, den sie wiederpiegeln, zu kombinieren. Die auf diese, im Einzelnen hier nicht näher darstellbare Weise zu Stande gekommenen Quellenauszüge wurden ihm dann wiederholt vorgelesen, wobei sein Gedächtniß oft in erstaunlicher Weise zur Geltung kam, indem er Stellen, die ich ihm Tage lang vorher vorgelesen hatte, fast wörtlich zu citiren vermochte. Auf dieser Grundlage dieser ihm wiederholt vorgetragenen, nach seiner Auswahl und seinen Angaben gefertigten Quellenauszüge pflegte er dann die Darstellung selbst in ununterbrochener Folge, zumeist auch schon in künstlerisch abgerundeter Form zu notiren. Diese Dictate hielten oft mehrere Stunden hinter einander an und waren für den Assistenten keine leichte Aufgabe. Denn da die Gedanken, wenn er die Quellen einmal ihrem wesentlichen Inhalt nach in sich aufgenommen hatte, ihm in kaum zu bewältigender Fülle und Schnelligkeit zustanden, so pflegte er auch mit derselben Lebhaftigkeit und Schnelligkeit zu notiren. Dann sprudelte er oft die Worte förmlich hervor, so daß es oft kaum möglich war, ihm zu folgen. Und doch war er ungebildig, ja fast unglücklich, wenn man ihn, weil man ihn hier und da nicht verstanden hatte, in seinen Gedanken und seinem Redefluß unterbrach. In der Regel zog ich es daher vor, lieber einmal eine kleine Lücke zu lassen und diese nach beendigter Arbeitszeit aus dem Gedächtniß und nach dem Sinn und Zusammenhang zu ergänzen. Ich durfte das um so eher wagen, als ich genau wußte, daß die Darstellung dennoch mit einer Unbefangtheit der Kritik, wie sie dem Menschen der eigenen Leistung gegenüber nur selten verliehen ist, immer und immer wieder gelesen wurde, bis sie den sehr hohen Ansprüchen, die Ranke auch an die Form seiner Werke stellte, in höchstem Maße entsprach.

Man sieht, daß bei dieser Art der gemeinsamen Arbeit das Verdienst der praktischen Schöpfung einzig und allein Ranke selbst zukommt, daß der wissenschaftliche Hilfsarbeiter in der That nichts

Anderes war als der wissenschaftliche Handlanger, der ihm das Auge in fast mechanischer Thätigkeit erstellte. Gleichwohl hat er von dieser Hülfeleistung seiner Amanuenses keineswegs eine geringe Vorstellung, sondern war ihnen im höchsten Maße dankbar für jeden Dienst, den sie ihm leisteten. In der That mußte man sich in den Stoff vollständig hineinfinden und hineinarbeiten, um Ranke vorfindenden Falls auf etwaige neuere Erscheinungen der Litteratur aufmerksam zu machen, etwaige kleine Irrthümer im Einzelnen, die bei dieser Arbeitsweise gar nicht vermieden konnten, herauszufinden u. dgl. Diese kleine Dienste aber wurden mehr als reichlich aufgemoggen durch die unvergleichliche Anregung und Belehrung, die dem jungen Mitarbeiter aus dieser Theilnahme an der Arbeit des Meisters erwuchs.

In fast noch höherem Grade trat das hervor, als Ranke, ein Vierundachtzigjähriger, daran ging, die Summe seines in ununterbrochener Gedankenarbeit verbrachten Lebens in einer Universalgeschichte zu ziehen, deren bewundernswerther Torso ein köstliches Vermächtniß darstellt, das Ranke seinem Volke und der gesammten gebildeten Welt hinterlassen hat. Auch die ersten Bände dieses gewaltigen Unternehmens fallen noch in die Zeit, in der ich das Glück hatte, für Ranke zu arbeiten. Gerade hier entfalteten sich Fähigkeiten, die es Ranke ermöglichten, ohne Gebrauch des eigenen Auges nur mit fremder Hilfe die umfassendsten Quellenstudien zu machen in der glänzendsten Weise. Wie oft ist es nicht vorgekommen, daß ich ihm Stunden lang aus lateinischen und griechischen Historikern vorlas und er dann mit genialer Sicherheit eine Kritik der gelesenen Darstellungen schuf, in der er oft mit einem einzigen kühnen Griff eine quellenkritische Entdeckung machte, für die ein anderer Forscher monatelange Forschungen gebraucht und dieselben in einem dicken Buche verarbeitet hätte. Mit voller Klarheit verglieberte er dann die Entstehungsgeschichte der Uebersetzung, stellte fest, was die eine Quelle aus der andern oder beide aus einer gemeinsamen dritten geschöpft hatten, und war dabei in der Lage, aus den ihm in stundenlanger Vorlesung eingeführten Stoffen aus dem Gedächtniß lange griechische und lateinische Stellen fast wörtlich zu citiren, aus denen er seine quellenkritische Ansicht geschöpft hatte. Wir können auf die Einzelheiten dieser rein fachwissenschaftlichen Arbeit hier nicht näher eingehen, da sie für den Laien nicht von Interesse, auch kam verständlich sein würden. Hier konnte es uns nur darauf ankommen, dem Leser wenigstens eine einigermaßen zutreffende Vorstellung von der Arbeitsweise und Methode Rankes zu geben, der wir die unsterblichen Werke, welche in der letzten Periode seines Lebens entstanden sind, verdanken. Erst wenn man sich die Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die sich durch die Arbeitsweise und durch die mancherlei kleinen Nöthe und Leiden des Körpers ergaben, mit denen der greise Forscher zu kämpfen hatte und die er mit bewunderungswürdiger Energie überwand, wird man sich eine völlig zutreffende Vorstellung von der einzigartigen Begabung des genialen Mannes machen können, die ihn zum unstrittig größten Historiker des 19. Jahrhunderts nicht bloß in Deutschland, sondern in der ganzen Welt werden ließ.

Allerlei.

Wie es einem Soldaten auf „Viehposten“ in Südwestafrika geht, davon berichtet folgender der „Schl. Z.“ zur Verfügung gestellter Brief eines Reiters der Schutztruppe: „Am 28. August bezog ich meinen jetzigen einsamen Posten zwei Stunden von der Station Nais entfernt. Unter un fernem Vieh ist nämlich die Lungenseuche ausgebrochen, und so sind denn zwei „Viehposten“ je ein Soldat zur Beaufsichtigung der Viehwächter (Eingeborene) außerhalb der Station eingerichtet worden. Ich befinde mich in einer sehr schönen Gegend, ringsum von Bergen umgeben, im Thale das schönste Wasser; auch blühen jetzt sämmtliche Bäume und Sträucher, und dabei wimmelt es von allerhand Eingevögeln. Nur ist es recht langweilig, da man so gut wie gar keine Unterhaltung hat; die einzige Abwechslung ist die Jagd, der ich manchmal den ganzen Tag obliege. Auch habe ich mir ein kleines Haus von Steinen, mit Schilf gedeckt, erbaut, was bei der Hitze eine mühevolle Arbeit war. Den inwendigen Raum habe ich mit allerhand Gegenständen, welche ich auf der Jagd erbeute habe, ausgeschmückt, u. A. mit Straußenfedern, Fellen vom Springbock, Gemshod, Schalal und auch mit Vogelbälgen, und es ist jetzt recht gemütlich in meiner Bude. Mitunter kommen einige Kameraden von der Station zu mir heraus. Dann müssen natürlich Küche und Keller liefern, was da ist, was aber leider nur sehr wenig ist; denn wir sind nur mit den notwendigsten Lebensmitteln, wie Reis, Fleisch, Mehl, Zwieback, Kaffee und Salz versehen. Außerdem finden die Eingeborenen

öfter etwas milden Honig, der vorzüglich ist, und Kuhmilch bekommt man genügend. Da ist aber auch Alles; doch wir Soldaten hier zu Lande sind in der Kochkunst so geübt, daß wir die feinsten Mahlzeiten aus diesen wenigen Dingen zusammensetzen. Am 5. September durchzog ein Heuschreckenschwarm diesen Strich Land, die Thiere waren so dicht zusammengedrängt, daß man den Himmel nicht sehen konnte, sie sind von graugrüner Farbe, ungefähr einen Finger lang, und bilden einen Vederbüsch unserer Eingeborenen, welche sie fangen und lebend verpeifen!! Aber nun wieder zu meinem Aufenthaltsort. Wenn die Sonne untergeht, wird ein Feuer angezündet, denn des Abends und Nachts ist es ziemlich kühl, trotz der Tageshitze, die Eingeborenen (Buschmänner und Kaffern), die sich bei mir befinden, führen ihre originellen Tänze auf oder setzen sich je zwei und zwei gegenüber und ahmen das Gebrüll der Pavians nach, dabei schlagen sie sich mit den Händen auf Brust und Beine, sie nennen das „Orloog“ (Krieg) der Pavians; wer bei dem Grunzen und Gebrumm aus dem Taft kommt wird von den Mitspielenden durchgeprügelt. Nicht wahr, eine interessante Abendunterhaltung? Dann muß ich auch noch ein kleines Jagdabenteuer mittheilen. Am 14. September kam ein Kamerad zu mir heraus und blieb die Nacht bei mir. Nun beunruhigten schon mehrere Nächte hindurch Tiger unser Vieh, und so beschloßen wir eine Nacht aufzubleiben und zu sehen, ob wir nicht gemeinam eines solchen habhaft werden können, denn allein ist es immer zu viel gewagt, sich mit einem solchen Thiere einzulassen. Wir legten uns Abends zehn Uhr in die Nähe des Viehtraaks, aber unsere G. d. u. d. wurde auf eine harte Probe gestellt; erst gegen Morgen hörten wir ein Geräusch, und sahen auf ungefähr 100—120 Meter einen großen ausgewachsenen Tiger vor sichleichen. Zu gleicher Zeit schoßen wir und trafen. Beide Schüsse waren aber nicht tödtlich, und er sprang in großen Sägen auf meinen Kameraden, welcher etwas links von mir lag, los, dieser hielt sein Gewehr mit dem Bajonett, welches vor mir auf unserm Glück aufgezinkt hatten, vor, damit ihm das Thier nicht auf den Leib sprang, zugleich bekam der Tiger von mir einen Schuß durch die Brust, der ihn niederstreckte. Das Fell aber ließ ich mir ausgeben, und ich habe wieder etwas für meine Sammlung.

Dumas' Vermögen. Nach Pariser Meldungen hinterläßt Alexandre Dumas ein Vermögen von über drei Millionen, welches zu gleichen Theilen unter seine zwei Töchter und deren Stiefmutter vertheilt werden soll, mit der Maßgabe jedoch, daß die letztere nur Nuznießerin ist. Die Bibliothek des Verstorbenen, die nicht bedeutend sein soll, wird Eigenthum des älteren Sohnes seiner Tochter Colette, Alexandre Sippmann. Dumas' Vater starb arm. Als er sich im Dezember 1870 in dem Landhause seines Sohnes zu Bay bei Dieppe zu Bett legte, um nicht wieder aufzutehen, rollte ein Zwanzigmarkstück aus seiner Westentasche auf den Boden. Da jagte der Vater Dumas zu seinem Sohne, der es aufhob und ihm das Goldstück reichte, neckisch: „Siehst Du, Alexandre, das ist der Louis, mit dem ich vor 50 Jahren nach Paris gekommen bin. Er macht mein ganzes Vermögen aus.“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Unter den Menzel-Festgeschenken, welche uns der 80. Geburtstag des großen Künstlers bescheert hat, nimmt u. A. das neue Heft der illustrierten Familienzeitschrift „**Unserum**“ (Dresden) einen hervorragenden Platz ein. Zwei Beiträge aus vornehmen Federn über „Menzel“ als Künstler“ und „Menzel als Mensch“ geben uns in Verbindung mit elf charakteristischen Abbildungen in knapper Fassung einen nähernden Begriff von dem unvergänglichen Lebenswert des Jubilars, welcher — ein künstlerischer Bismarck — dem deutschen Volke eine echt vaterländische Kunst geschaffen hat, eine ungeheure, solide, ehrliche und wahrhaftige, von der Abraße und von der schmeichlerischen Lüge befreite Kunst, welche auch die Schönheit nur in der Wahrheit der Natur sucht und findet. Neben weiteren Beiträgen erster Schriftsteller — wir nennen nur die Namen: Lindau, Trojan, Claus, Zehren, A. v. Hedenstjerna — enthält das erwähnte Heft wie alljährlich einen beratenden Führer durch den Weihnachtsbüchermarkt.

Die soeben erschienene Nummer 2735 der „**Illustrierten Zeitung**“ (Leipzig J. F. Weber) widmet Adolf Menzel, dem Achtzigjährigen einen großen Theil ihrer Abbildungen. Man findet darin: „Das Vatermutter“, Faksimile einer Original-Lithographie von Adolf Menzel; „Der alte Frig“, auf Holz gezeichnet von Adolf Menzel; „Das Tabakkollegium Friedrich Wilhelms I.“ und „Zitben“ Originalzeichnungen, „Das Fötensongert“, nachdem im Besitz der Berliner National-Galerie befindlichen Delgemälde; „Friedrichs des Großen Tafelrunde in Sanssouci“, Originalzeichnung; „Cercle“, „Prozession in Gastein“, nach dem im Privatbesitz befindlichen Delgemälde; „Eisenbahnwerk“, nach dem im Besitz der National-Galerie zu Berlin befindlichen Delgemälde; Studienköpfe; endlich ein großes Porträt Brustbild des Reiters (doppelseitig) und eine Abbildung der ihn darstellenden Statuette von Karl Bracht.

